



**KUNSTWERKSTATT
KARL
SCHLAMMINGER**

KARL SCHLAMMINGER

KUNSTWERKSTATT
KARL SCHLAMMINGER

Kunstwerkstatt
Karl Schlamming

Der Künstler fertigte für diese Sammler-Edition
eine Heliogravüre in einer Auflage von 100 Exemplaren.

Jedes Blatt wurde vom Künstler von Hand koloriert,
mit einem Prägestempel versehen
und signiert.

Dieses Exemplar trägt die Nummer

Prestel Verlag
München ... Berlin ... London ... New York
2010

AUS HEITEREM HIMMEL

KARL

SCHLÄMMINGER

ZEICHNUNGEN AUF PAPIER



PRESTEL

München ... Berlin ... London ... New York

Angenommen ...

Die Farbkleckse wären Zinnoberrot gewesen,
dem dumpfen Grün gegenüber,
das Blatt aufgerauht,
getönt wie Packpapier,
und das Licht wäre ein Frühlicht gewesen,
schräg durchs Fenster einfallend,
dasselbe geöffnet und nicht geschlossen,
wie stets um diese morgendliche Stunde,
als hätten die Schatten der Leisten ein Gitter aufs Blatt
geworfen,
über den Rand hinaus,
immer gestochen scharf,
ausgefranst auf dem kalkigen Grund

Angenommen aber auch ...

Eine Schattenlinie wird gezwungen,
das Rot, nun ganz und gar ohne Zinnober,
einzukreisen
das nun ausgebleichene Grün vergeblich zu suchen,
um schließlich beim schwefeligen Gelb anzukommen,
dieses, sich verzweigend, behutsam einzuspinnen,
sich, wiederum lösend, einer Senke zu nähern,
die umgangen werden muss.
Fährnisse tun sich auf - im Kreisel:
Gesichter, Grimassen, ein Antlitz, allerhand Nasen,
im Abriss ein überbordendes Knäuel:
Getier, Gefieder, Gekröse, Geläuf und Flügelschlag ...
Welche Mühsal, es aufzuklauben im Abendlicht.

Da es aber nicht so ist ...

bitte, umblättern!

Dieter König





















MINIATUREN AUS MEINEM LEBEN

Zur Welt kam ich 1935 im Allgäu. Nach vielen Umzügen der Familie lebte ich schließlich mit der Großmutter und meinen beiden jüngeren Brüdern bis ans Kriegsende in einem Bauerndorf am Fuß der Zugspitze. Tiere füttern, Stall ausmisten, Hühner füttern, Eier einsammeln, Hasen füttern, Schafe hüten. Wenn der Bauer gut gelaunt war, spritzte er mir beim Melken Milch ins Gesicht. Abends saß ich in der Kuhle meiner breitbeinig dasitzenden Oma. Sie hielt die Gitarre so vor uns hin, dass ich mit der rechten Hand über die Saiten schrammeln konnte, während sie mit der Linken Akkorde griff. Für uns war der Krieg fern. Nur hoch am Himmel zogen die Geschwader vorüber. Später dann sah man den Feuerschein über München.

An einem helllichten Frühlingstag war der Krieg zu Ende. Von einer Dachluke aus erlebte ich den Einmarsch der Amerikaner. Das sagt man so, aber ich habe niemanden marschieren sehen. Eine bleierne Stimmung lag über Ehrwald. Die Menschen verkrochen sich in ihren Häusern, die Vögel schienen zu verstummen. Hie und da schwenkte ein Bauer aus einem Fenster ein weißes Tuch. Ein kleiner Panzer mit sehr langen Antennen fuhr wie ein Insekt durch das Dorf, als wollte er es abtasten. Als sich kein Widerstand regte, verwandelte sich der Ort im Handumdrehen in ein Kriegslager. Für

uns Kinder verlor der Alltag bald seinen Schrecken, als wir von riesengroßen, schwarzhäutigen Soldaten mit Schokolade und Kaugummi beschenkt wurden. Wenig später war ich noch näher an den Besatzern dran, denn aus dem Gasthaus meiner Eltern in Memmingen wurde ein Offiziersclub, in dem es, wie man so sagte, „hoch her ging“. Meine Familie war in den Dienstbotenzimmern unter dem Dach einquartiert.

Als eine Marktlücke entstand, wurde ich unversehens der jüngste Mitarbeiter bei den Amis, denn, wenn die Band Pause machte, wurde nach Platten getanzt, und ich, zehnjährig, wurde als DJ angeheuert. Ich hatte bald heraus, dass es für eigens gewünschte Nummern, zum Beispiel ‚Autumn Leaves‘ viermal hintereinander Sonderrationen gab. Die allzu große Nähe zu den Amerikanern hatte Folgen, denn, als ich von meinem Opa dabei erwischt wurde, wie ich die überall herumliegenden Präservative mit Wasser füllte und durch die Gegend schleuderte, entschied er: „Der Bub muss weg!“

Von heute auf morgen „parkte“ man mich in einem Internat in Illertissen. Zwar wurde mein Heimweh durch die Päckchen meiner Großeltern mit selbstgemachten Pfannkuchen gelindert, aber nur Wochenendbesuche zu Hause trösteten mich, manchmal erheiterten sie mich. Mein Vater war ein Tiernarr, so zählte er für den befreundeten



Clown Grock dessen Zirkuspapageien, bis sie ganz zutraulich wurden, allerdings mit Zwischenfällen. Eines Tages hörte ich aus dem Wohnzimmer Geschrei und Gezeter, öffnete die Tür und sah, dass sich ein Graupapagei in der Oberlippe meines Vaters fest verbissen hatte, Blut spritzte, wirres Geflatter. Ich war hilflos. Erst als mein Vater mich anschrie, lief ich zu ihm hin und zog den Schnabel des Vogels auseinander. Vater trug die Narbe bis an sein Lebensende.

Glückliche Umstände – ich war sitzengeblieben – führten mir später einen Mentor zu, den Benediktiner Pater Gregor, der sich als Schuldirektor bereit erklärt hatte, alle Sitzengebliebenen eines Jahrgangs im bayerischen Schwaben in St. Stefan in Augsburg aufzunehmen.

Dieser Schulklasse, nur aus Versagern, stellte er das Motto voran: „Ihr seid die dümmsten Kerle von ganz Schwaben“. Erst bei der Verabschiedung nach dem Abitur korrigierte er sich: „Ihr ward meine lebendigste Klasse bisher.“

Pater Gregors Anleitungen für mich sammelten sich in dem Merksatz: „Du kannst das!“ – also konnte ich es. Ich stieß die Kugel aus dem Stand auf Rekordweite, ich dirigierte das Blasorchester, den Schulchor und machte Theater. Gewiss, Talent war da, aber der ‚Alte‘, wie man ihn nannte, forderte es heraus, er lenkte und prägte, gleichzeitig mit dem feinen Gespür, mir meinen Spaß zu lassen.

Eigentlich hätte Pater Gregor aus mir gerne einen Theologen gemacht, mein Vater sah mich



talín, de san anderst, da geht net ois.“ Sie war eine Schönheit, hieß Nasrin und wurde acht Jahre später meine Frau. Sein Versuch allerdings, Mentor für mich zu sein, musste misslingen, weil er Gefolgschaft einforderte, statt Kreativität freizusetzen. Bei Widerständigkeit entzog er seine Gnade: „Schlamminger, Sie ham für mi z’vui Eignlem.“ So verabschiedete ich mich nach zwölf Semestern mit dem Fazit: „Sie haben immer gesagt, so geht’s nicht, niemals aber, wie es geht.“ Sommerkurs an der Akademie 1962, Vorlesung von Johannes Itten, einem der letzten großen Lehrer des Bauhauses. Klein, weißhaarig, leise im Ton, fast schüchtern, ließ er eine Handvoll freischaffender Künstler die Utensilien – Schalen, Krüge, Vasen, Früchte und so weiter – für ihre Stillleben aufbauen, um sie dann, gewissermaßen im Handstreich, mit einem Satz abzuräumen: „Was kann ein Bleistift?!“ Ich, als einziger Akademiestudent, hatte nichts als Wasserfarben und Papier dabei, nahm mir aber den Satz dieses Altmeisters sehr zu Herzen.

Ich brauchte Wochen, um die gesamten Lebenserinnerungen von Giacomo Casanova zu lesen. Es war die Bedingung meines Freundes für meinen ersten Besuch in Venedig, mit ihm, dem Philosophen, Ernesto Grassi als Führer. Er bestand darauf, bei Nacht in der menschenleeren Lagunenstadt anzukommen, nicht genug, es sollte auch Mondschein sein – Bühne frei für das magische Theater. Bis in die frühen Morgenstunden traten unter anderem auf: Tizian, Tintoretto, Aretino, Veronese, Casanova, Goldoni und Napoleon. In der Dämmerung kamen uns im Dunst der verwinkelten Gassen, in denen wir uns bewusst verlaufen hatten, die ersten Menschen entgegen, die Vögel begannen zu zwitschern. Der Freund Ernesto zog aus seiner geräumigen Lederjacke, die, wie

immer, voll gestopft war mit Notizbüchern und Zigarettenpäckchen, einen Zettel hervor und gab mir ein Gedicht, um es laut vorzulesen:

*Tiùu, Tiùu, Tiùu, Tiùu, Tiùu
Zpé Tiù Zquà
Quorror Pipi
Tío, Tío, Tío, Tío, Tix
Quotío, Quotío, Quotío, Quotío
Zquo, Zquo, Zquo, Zquo
Zizizizizizizizi
Quorror Tiù Zquà Pipiqui*

„Emanuele Tesauro, aus Il Cannochiale Aristotelico, Manirist, 17. Jahrhundert“, bemerkte er noch lächelnd. Mich „seine Straße sacht zu führen“ war selten ohne Heiterkeit und Grazie, ob auf den gemeinsamen Reisen, in seinen Briefen oder in den langen Gesprächen zu Hause am großen alten Tisch im Wohnzimmer. Mein Beitrag zur Tafelrunde bestand stets aus Zeichnungen und Bildern, die ausgebreitet auf diesem Tisch von Ernesto und seiner Frau Elena als den Ersten begutachtet wurden, oft begleitet von Polenta, Gnocchi, Spaghetti und Zabaglione und toskanischem Wein. An diesem Tisch haben wir gelebt, er wurde das Vermächtnis des Freundes für mich.

Eine ausgehende Militärbaracke im Zentrum Istanbuls, etwa hundert Kunststudenten, Grundkurs Basic Design mittendrin der neue Lehrbeauftragte aus Deutschland, Türkischkenntnisse keine, Befremden auf beiden Seiten. Der einzige Ausweg: direkt in die praktische Arbeit. Das Institut trug zwar den Namen ‚Hochschule für Angewandte Kunst‘, doch es gab kaum Material, das angewandt hätte werden können. Mein Angebot an die Studenten hieß Improvisieren. Abfall bedeutete von nun an nicht mehr Wegwerfen, sondern Sammeln, Aufbewahren, schließlich Bearbeiten, also zum Beispiel aus irgendeinem Material Collagen herzustellen. So entstanden Gobelins aus den

Federn des Silvestertruthahns, Modelle zum Zeichnen aus gebleichten Tierschädeln vom Schlachthof, aus ausgemusterten Ofenrohren Skulpturen, ausgelebte Bügeleisen wurden Masken, aus Bauschutt und Gips Modelle futuristischer Städte. Die Schüler nutzten die völlig neuen Spielräume der Phantasie, zugleich war es ein großer Spaß für sie. Die Fremdheit zwischen Lehrer und Schüler schwand allmählich.

Pause im Atelier. Ud, Jayla Tambur, Ney, Duduk, Kemance und Karaney – ich hatte bewusst die anatolischen Studenten gebeten, ihre heimatlichen Instrumente mitzubringen, denn die andere Hälfte, die städtischen Kommilitonen, behandelten die Anatolier eher abschätzig, sie waren bäuerlich und kamen von weit her, bis von der persischen Grenze. Sie trugen rauhe, schwerfällige Gewänder aus ungefärbter Wolle von Schafen und Ziegen, braun und schwarz meliert, viereckig geschnitten. Dann musizierten sie, einzeln, in Gruppen, mit Gesang: Tanzlieder, Wiegenlieder, Lieder von der Arbeit auf den Feldern, Liebeslieder. Sie waren über Generationen der anatolischen Hirten und Bauern entstanden und weitergegeben worden. Diese Lieder waren für mich von unglaublicher Klangfülle, von betörendem Reichtum an Zwischentönen und Rhythmen, die ich nie zuvor gehört hatte, ungerade Fünfer- und Siebenerzyklen. Es war ein Fest. Die Pausen im Atelier wollten kein Ende nehmen.

Gorgan, das Land der Wölfe, im Nordosten Persiens. Ich hatte Freunde aus Frankreich zu einem Ausflug in die unberührten Wälder eingeladen, dazu die persische Freundin Azizeh, und meine Frau Nasrin. Ich im Jeep, fünf Uhr morgens, Frühnebel, weißer Rauch aus kleinen Hütten, schwaches Öllampenlicht in den Fenstern. Verschlafene Stille, bis Azizeh unvermittelt fragt:

„Was ist Verantwortung?“ Die beiden Franzosen meinten, dass sie dazu ihre Bibliothek bräuchten. Ganz unerwartet, in Fahrtrichtung vor mir im Lichtkegel, eine Gestalt. Ein Mann mit Schlapphut, grob gewebtem braunen Wollumhang, die Beine mit Stofflappen gewickelt, Schuhzeug aus Teilen abgefahrter Autoreifen, über der Schulter ein Stock mit Bündel. Ich hielt an und fragte ihn: „Bruder, was ist Verantwortung?“ Auf Persisch. Ohne zu zögern kam die Antwort: „Fahr immer nur geradeaus, dann wirst du es herausfinden.“

Mit der ausdrücklichen Auflage, nicht vor 20 Uhr zu kommen, war ich bei Herrn Izutsu, Philosoph und Gastprofessor, in Teheran eingeladen. Er hielt sich streng an den japanischen Bio-rhythmus, was bedeutet, dass die Nacht vornehmlich zum Arbeiten da war, früh morgens legte er sich schlafen. Er war von kleiner Statur, asketisch im Aussehen, leiser Stimme und ungewöhnlich sanftem Blick. Wie beiläufig legte er ein Buch über japanische Teeschalen vor mich hin, mit der nicht ausgesprochenen Aufforderung, hineinzuschauen. Während ich mir die Bilder ansah, meinte Herr Izutsu, dass diese Gefäße der Inbegriff vollkommener Form seien. Schließlich wünschte er, dass ich, der Bildhauer, mir die aussuche, die mir am besten gefiele. Als ich meinen Favoriten zeigte, schmunzelte er wohlwollend: „Ach so, jetzt weiß ich, wo Sie stehen.“ Dann bereitete seine Frau, ähnlich zierlich wie er, die Teezeremonie.

Abends, bei einem alten Freund am Stadtrand von Teheran zu Besuch, einem Autor. Um die siebzig Jahre, bullig, klein, breites Gesicht, neugieriger Blick, schneeweißes Haar, - Risch-sefid - Weißbart, was im Iran für Erfahrung und altes Wissen steht. Wir sitzen im Freien, Kerzen-

licht, Korbstühle, die Hitze des Tages hat nachgelassen, kalte Joghurtsuppe wird gereicht. Die Zutaten: frisches Joghurt, feste Gurken, grüner Dill, Korinthen, getrocknete Rosenblätter, Mandelsplitter, Salz und Wasser. Sadeqh Chubak, der Hausherr, liest aus einem unveröffentlichten Manuskript vor. Es geht um ein kleines Stück Erde, ehemaligen Beamten vom Staat zugeeignet. Der Mann liebt diesen Ort, pflanzt eine Zypresse darauf, bindet sie an einem Stützholz fest, gießt täglich. Trotz aller Fürsorge geht die Zypresse ein. Als er das Bäumchen ausgräbt, entdeckt er, dass das Stützholz Knospen angesetzt hat. Hier endet die Lesung. Wir verbrachten diesen Abend unter einem Baum, der eine prächtige Platane geworden ist. Die schönsten Bäume wachsen aus Versehen. Zum Abschied übergab uns Sadeqh ein handgeschriebenes Blatt. „Lest das! - Wir sprechen uns morgen.“

War ich in der Stadt, ging ich bei meinem Freund Reza Maafi in der Berliner Gasse im Zentrum Teherans vorbei. Ich kam, um zu hören. „Setz dich hin und schau zu!“, war stets seine Begrüßung. Kleine Gefäße mit schwarzem Pulver, Safran, Essig und Ochsen-galle, ein Tintenfass mit einem Bausch von Seidenfäden zum Abstreifen und ein Bündel verschieden breiter Rohrfedern. Reza taucht ein, streift ab, probiert kurz auf einem Übungsblatt, setzt an und schiebt die Schwärze von rechts nach links. Während die schwarzen Zeichen entstehen, werden sie begleitet von feinem Kreischen, beim Nachlassen der Tinte von einem knisternden Stakkato, um mit einem kurzen Aufschrei die hauchdünne Lasur ausfransender Tinte zu entlassen. Ich sei nicht geduldig genug, nicht enthaltsam genug, nicht selbstlos genug, schlichtweg nicht geeignet, die Kunst der Kalligraphie, des Schönschreibens, zu erlernen. „Selbst wenn du's willst, kannst du's nicht“, fügte er hinzu. Ich musste es, wenn auch ent-

täuscht, einsehen. Immerhin lehrte mich Reza die Schrift des Maurers, Khat-e-Banaii, die kufische Schrift.

Zurück in Deutschland, nach einer überstürzten Flucht vor der Revolution im Iran, blieb Persien dennoch gegenwärtig, wurde sogar unmittelbar wirksam. Zwar war ich kein Schönschreiber geworden, aber ich war sehr vertraut mit der kufischen Schrift und es gab unversehens eine Gelegenheit, sie anzuwenden.

Die Stiftung des Aga Khan Architectural Award hatte einen internationalen Wettbewerb für ein Logo ausgeschrieben. Ausgehend vom Grundriss der Karawanserei mit dem zentralen Innenhof, genannt Hayat - steht gleichzeitig für ‚Leben‘ - und der Anordnung der nach innen gerichteten Kammern, entwarf ich mit den Variationen des Namens Allah ein Quadrat aus kufischen Schriftzeichen, die zugleich ein architektonisch-geometrisches Muster ergaben. Dieses Logo wurde nicht nur ausgewählt, sondern hatte auch



die Aufforderung zur Folge: „to work with us for the enrichment of our building in London.“ Das bedeutet, dass ich den Auftrag erhielt, an der Gesamtgestaltung des neuen Ismailischen Zentrums mitzuarbeiten.

Beide Projekte bestärkten mich in der Entscheidung, nach den langen Jahren an Akademien nun frei zu arbeiten, wobei für mich die Interaktionen zwischen Objekten und Architektur im Mittelpunkt standen.

Auf der Rückfahrt von der Documenta Kassel nach München drängt sich ein Mann mittleren Alters, ein Sonderling auf den ersten Blick, auf den letzten Platz meines Abteils, spricht mich mit Namen an, redet und redet und überredet mich, in Frankfurt auszusteigen, um mir Bilder zu zeigen. In der Galerie stehen etwa zwanzig großformatige Ölgemälde an die Wand gelehnt, frisch und satt gemalt, Bäume, Vögel, auch Waldstücke, soweit ich mich erinnere, alle auf dem Kopf stehend. „Die gehören so“, sagt der Galerist. Ich war verstört, denn in der jahrzehntelangen Distanz zum westlichen Kunstbetrieb war mir die extreme Entwicklung der schleichenden Auflösungen von Destruktion und Fragmentierung nicht geläufig. Ich habe nicht gekauft – das war ein Fehler, vor allem, wenn

man bedenkt, dass dann der spätere Freund vielleicht eher bereit gewesen wäre, mir den Satz ‚Die gehören so‘ näher zu erklären.

Burg Beskow – Operngala. Eine rotgewandete Russin tritt auf mit hochdramatischem Sopran. Von dieser Darbietung tief beeindruckt, klatsche ich heftig und ausdauernd. Ein Herr neben mir versucht mich zu bremsen: „Heben Sie sich den Jubel auf, das Glanzstück kommt erst jetzt!“ Als die nächste Sängerin geendet hat, applaudiert er noch heftiger als ich. Ich beuge mich zu ihm: „Das ist meine Tochter Turan.“ Insgeheim warf ich mir wieder vor, wie ich ihr jemals in frühen Jahren sagen konnte: „Du singst wie ein Fisch.“

Bin ich in der Max-Vorstadt in München, frage ich bei meinem Sohn an, ob ich vorbeikommen könne. Er lebt zurückgezogen. An den Wänden Petersburger Hängung mit Rahmentrommeln. Instrumente überall um ihn herum, auf dem Boden, dem Sofa, dem Couchtisch. Wir grüßen uns, ich setze mich. Ohne Aufforderung nimmt er eine dreisaitige Langhalslaute zur Hand und beginnt mit der eigentlichen Begrüßung. Er spricht zu mir durch das Instrument, seine Finger schwirren mit der Leich-

tigkeit eines Kolibri an den Saiten, erzeugen Obertöne, Zirptöne, Schnalztöne, summende Frequenzen. Die rhythmischen Zyklen steigern einander, überschlagen und durchdringen sich zu einer scheinbar formlosen Klanglawine, um überraschend in einfachsten Takten aufzugehen. Saam wird eins mit seinem Instrument, es spielt in ihm. Ich entspanne, entferne mich, bis mich die Töne einer Ney wieder auf den Boden stellen. Er strahlt, weil ich kurz weg war.

Der Garten ist groß, die Kinder wünschen sich ein Tier, am liebsten einen Hund, die Eltern halten nichts davon. Nasrin befragt, wie in Persien üblich in Zweifelsfällen, den Dichter Hafez. Sie schlägt das Buch auf und, statt der Auskunft des Orakels fällt ihr ein zusammengefaltetes handgeschriebenes Blatt entgegen. Chubak, der Dichtergefreund, hatte uns den Text mitgegeben, von ihm aus dem Sanskrit übersetzt. Wir hielten es für ein Zeichen, hier gemeinsam – wie bei anderen persischen Gedichten auch – eine deutsche Übersetzung zu versuchen. Für Nasrin war die Poesie ihrer Heimat stets eine Zuflucht vor dem Fremdsein in Deutschland, für mich ein unaufhörlich betörendes Erstauen.

Djohare Ogheanus-e-Zaman,
Elixier aus dem Ozean der Zeit.

Am Anfang, als Twa-Shtri, der Schöpfer der Erde, die Frau erschaffen wollte, sah er, dass von den festen und harten Stoffen, aus denen er den Mann geschaffen hatte, nichts mehr übrig war. Also nahm der Allmächtige den Samt aus dem Gesicht des Mondes
die Gebärde der Kletterpflanze
das Anhängliche des Weinstocks
das Biagsame der Zypresse
das Schlanke des Schilfrohrs
die Frische der Rose
das Zittern des Espenlaubes

den Schwung und das Wiegen des Elefantenrüssels
den Augenmerk der Gazelle
den Stachel des Blickes von der Biene
die Lebensfreude vom Speer des Sonnenlichtes
die Tränen vom Wolkenhimmel
die Unbekümmertheit des Windes
das Schreckhafte des Hasen
das Weichherzige vom Schoß des Papageien
die Härte des Gebirges
die Süße von der Distelmilch
die Gnadenlosigkeit des Tigers
die Hitze der Lava
die Kühle vom ewigen Eis
die Schwatzhaftigkeit der Krähe
das Wehklagen der Eule
die Täuschung vom Vogel Strauß
die Treue aber vom Erpel.

Es blieb die Frage, woraus genau Twa-Shtri, der Schöpfer der Erde, den Mann gemacht hatte – danach konnten wir Sadegh Chubak, den Freund, nicht mehr befragen. Doch wahrscheinlich hätte er mit einem anderen, noch rätselhafteren Gedicht geantwortet:

Pier Man-Am
Djavan Man-Am
Tier Man-Am
Kamon Man-Am
Dolate Djavidan Man-Am
Man Na Man-Am
Na Man Man-Am

Alt ist der, der ich bin
Jung ist der, der ich bin
Pfeil ist der, der ich bin
Bogen ist der, der ich bin
Das unsterbliche Glück ist das,
was ich bin.
Der, der ich bin, bin ich nicht
Nicht bin ich der, der ich
nicht bin

Karl Schlamminger







Karl Schlamminger

Kunstwerkstatt Karl Schlamminger

„Aus heiterem Himmel...“

Gebundenes Buch, 72 Seiten, 22,5X26

60 farbige Abbildungen

ISBN: 978-3-7913-4424-9

Prestel

Erscheinungstermin: Dezember 2009

Kunst inside - künstlerische Prozesse hautnah miterleben

Wenn Karl Schlamminger keine seiner grandiosen Skulpturen wie den Pendelobelisk in Berlin plant und realisiert, wenn er sich nicht mit Architektur oder Kalligrafie beschäftigt, dann geht er einer anderen Leidenschaft nach: Malen und Zeichnen. Hier gibt er Spontaneität und Zufall grenzenlosen Spielraum. Kleckse auf einer Pappe werden als Figuren lebendig, ein Hund, ein Kamel, eine Katze. Und Papier-Knitter oder Reibespuren erweisen sich als Ausgangspunkte für Ausflüge in die bildmächtige Fantasie des Künstlers.



[Der Titel im Katalog](#)